

Das Wunder der Sambesifälle

Autor(en): **Weber, Wolfgang**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **3 (1927)**

Heft 22

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Wunder der Sambesifälle

Die größten Wasserfälle der Welt

Von Wolfgang Weber

Gauguin hat recht, wenn er die Natur mit einem Regisseur vergleicht, der sich auf Wirkungen versteht. Meisterhaft arbeitet sie, mit Formen, Farben und Kontrasten. Wenn der Fuji-san oder der Kilimandscharo sein Schneehaupt aus der Umgebung erhebt, welch unbeschreiblich elementares Erlebnis! Aber wenn diese Gipfel irgendwo bei uns in den Alpen ihren Platz gefunden hätten, dann wäre ihr Eindruck ebenso abgeschwächt, wie der erste Anblick der Sambesifälle, wenn sie nicht in einem Urwaldfleck der glühenden Steppe lägen.

Kennen Sie die Steinwüste Südafrikas? Vier Tage fährt man von Kapstadt durch die trostlose Steppe, über deren verbrannten Boden manns- hoch eine Wolke von Staub lastet, unbeweglich, so weit das Auge reicht. Sie gleicht einem dichten Nebel, über den man vom Wagenfenster aus gerade hinwegsehen kann. Kein Windstoß jagt in seine erdrückende Schwere und wirbelt die verbrannte Steppe zum Leben auf... Ich entsinne mich meiner Reisegenossin, einer reiz-



Die östlichen Nebenfälle

Kilometern nach in eine 140 Meter tiefe Schlucht. Dort zersprühen die gewaltigen Wassermengen zu feinem Staub, dem das grüne Wunder seine Existenz verdankt. Man kriecht ein paar Minuten durch die Hallengänge, die in das tropische Urwaldgewirr geschnitten sind und durch die die Hundsaffen huschen. Bald hört man nichts mehr als das Getöse des Wassers. Durch die freie Stelle im Blätterdach rieselt der zerstäubte Wasserdampf herab, der «Mosi oa Tunya», der «donnernde Rauch», wie es die Eingeborenen nennen. Dann mit einem Male teilen sich die Bäume.

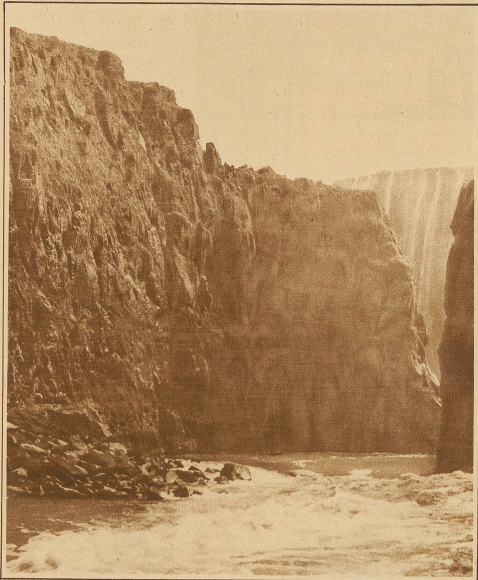
Rings im Umkreis nichts als stürzende Wassermassen, zu den Füßen einer Schlucht, in deren Wänden das Getöse tausendfach widerhallt. Kahle, senkrechte Felsen bilden mit den Urwaldriesen und der tropischen Uppigkeit der Pflanzen einen unheimlichen Kontrast, und über dem Ganzen spannt sich ein blendender Regenbogen.

Was will es heißen, daß sich die Victoriafälle die größten der Erde nennen; daß sie dreimal so groß sind wie die Niagarafälle und auch den

schaffen, dessen Felswände durch das strudelnde und wirbelnde Wasser tief zerschnitten und zu phantastischen Formen abgeschliffen sind. Die Hauptwand, die den Boiling pot gegen die Sambesifälle hin abtrennt, und die der Strom an der einen Stelle durchbrochen hat, ist ein geologisches Unikum ersten Ranges. Diese ganze hundert Meter hohe Wand hat nämlich eine Breite von nicht mehr als 10—12 Meter, und man rechnet damit, daß

lagerungen Kieselgeräte von Eingeborenen. Diese ließen es als fast sicher erscheinen, daß sie älter sind wie die Fälle, und daraus wieder konnte man schließen, daß die Fälle vor nicht allzulanger Zeit gar noch nicht existierten.

Da überraschte vor wenigen Jahren ein englischer Geologe die Wissenschaft mit der Hypothese, daß die Sambesifälle nicht älter als 300 Jahre seien, während vorher das ganze Gebiet mit einem großen Seensystem in Verbindung stand, dessen nach verändertem Klima ausgetrockneter Boden heute die Kalahariwüste darstellt. Diese Mitteilung ist noch nicht ganz be-



Der «Boiling Pot» (Kochtopf)

den jungen Engländerin, die dort in einer Farm lebt und mich um meinen Wohnsitz in Europa be- neidete. «Dort sollen auf dem Boden ausgebreitet sein lauter grüne Uiesen», meinte sie. Wahrhaftig, dort unten konnte ich sie verstehen. Draußen stürzten immer neue Bilder vorüber, aber sie haben alle das gleiche Gesicht einer Leblosigkeit, die schließlich aufreizend und unerträglich wirkt.

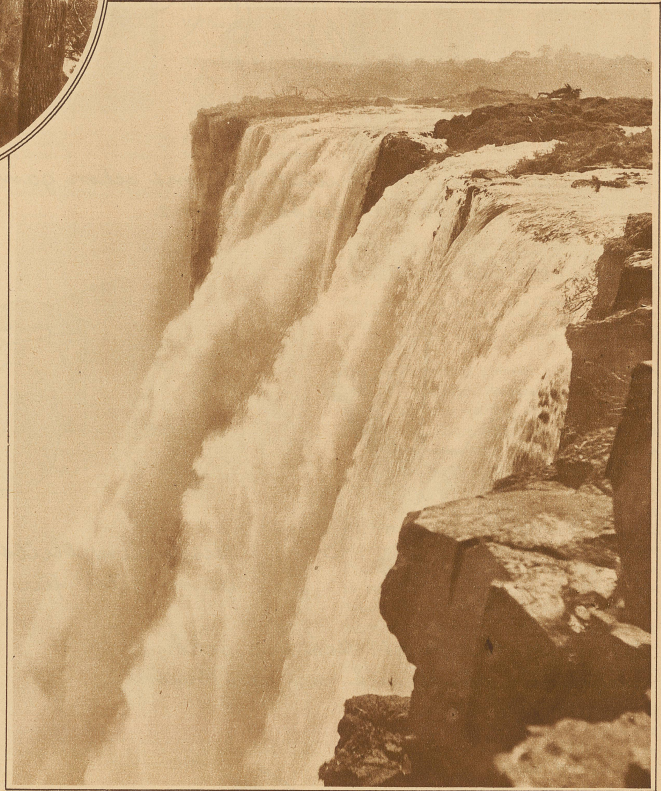
Nur aus dieser seelischen Verfassung heraus kann sich eine Begebenheit, die ich Ihnen jetzt schildern will, zu einem unerhört starken Erlebnis gestalten. Ganz plötzlich ändert sich das Bild. Die Sträucher werden dichter, ein paar grüne Blätter tauchen auf, der Busch verwandelt sich in Hochwald und von einer Höhe sieht man plötzlich fünf riesige Dampfsäulen in die Luft ragen: das zerstäubte Wasser der größten Fälle der Erde.

Von der Steppe wie mit dem Lineal abgegrenzt, liegt hier das kleine, abge- zirkelte Paradies mit Palmen, Lianengewirr und gestürzten Baumriesen, ein Bild, wie man es nur viele hundert Kilometer weiter nördlich im Kongo findet. Dichtes Pflanzengewirr bedeckt den Boden, das undurchdringliche Blätterdach der Tropen hüllt alles in ein gespenstisches Halbdunkel, und eine schwüle, nasse Treibhausatmosphäre raubt den Atem. Dort, im Mittelpunkt der grünen Szenerie stürzt der Sambesi mit donnerähnlichem Getöse seiner ganzen Breite von zwei



Die Livingstone-Fälle

Igazu ums Doppelte übertreffen. Das zahlennämige Plus ist es nicht, das die Sambesifälle auch zu den schönsten der Erde macht, sondern die landschaftliche Eigenart hebt sie weit über alle ähnlichen Wunder unseres Planeten. Was in Amerika weiter nichts ist als das Herunterfallen imposanter Wassermengen, das ist hier von einem phantastischen Rahmen umgeben. Die Fälle selbst bilden eine Schlucht, die ebenso lang ist wie der Strom breit, nämlich nicht weniger als zwei Kilometer, und nur an wenigen Tagen der Trockenzeit erscheint ihr Grund durch die Schleier des sprühenden Wassers hindurch. Ziemlich in der Mitte hat er sich bei dem sogenannten «Boiling pot» einen Durchbruch ge-



Teilansicht des Hauptfalles, von der Livingstone-Insel aus gesehen

nie eines Tages einstürzen wird. Unterhalb des Boiling pot hat die Schlucht aber noch kein Ende. Sie setzt sich kilometerlang in vielen 60—80 Meter tief eingeschnittenen Windungen fort, bis sie endlich das Uferniveau erreicht.

Was den Fällen ihre Eigenart gibt, das ist gerade der Umstand, daß das Land nach den Fällen das gleiche Niveau behält wie vorher, und das ist es ja auch, was der Landschaft die Romantik gibt.

Es scheint fast, als wenn es sich bei diesem 140 Meter tiefen Spalt um eine außerordentlich junge Erscheinung der Erdoberfläche handelte. Die Wissenschaft stand diesen unerklärlichen Erdrissen inmitten der einförmigen Steppe unerschlüssig gegenüber. Großes Aufsehen erregten daher die Beobachtungen des Afrikaforschers Penck vor einigen Jahrzehnten. In unmittelbarer Nähe der Fälle fand er in alten Schotterab-

wiesen, aber sie wurde überall ernsthaft aufgenommen. Sie war eine Sensation, wie sie nur in einem Erdteil entstehen kann, in dessen Innern keine Kulturvölker die Ueberlieferung erhalten, und dessen Boden von Weißen damals kaum an der Küste betreten war.

Leider beginnt dieses einzigartige Stück Erde sein Gesicht als das einsame Reservat eines Naturereignisses immer mehr zu verlieren. Ein prachtvolles, durch seine Einstöckigkeit sich dem Rahmen sehr schön anpassendes Hotel an einer Biegung der Schlucht hat vielleicht am geringsten eine nachteilige Wirkung. Anders die große Eisenbahnbrücke, die den Kanon unmittelbar beim Boiling pot überspannt. Mit 145 Metern ist sie immerhin die höchste der Erde, aber wer eine unberührte Natur sehen will, dem wird durch sie die Schwärmeri gründlich verdorben. Noch störender werden die Anlagen wirken, die die Pläne der großen Kraftwerke aus dem Boden stampfen werden. Für europäische Verhältnisse klingt es ganz unwahrscheinlich, daß man diese riesigen Kräfte so lange unausgenützt läßt und auch jetzt nur langsam beginnt, sich mit ihrer Ausnützung zu beschäftigen. Je nach der Regen- oder Trockenzeit entsprechen die Sambesifälle einer Summe von 250000 bis 600000 Pferdekräften. Es wird immerhin noch einige Jahrzehnte dauern, bis die Werke, die die größten der Welt sein werden, in Betrieb genommen werden können.

Zum Glück gibt es heute Stimmen genug, die sich gegen eine vollkommene Verschandelung der Naturschönheiten mit Erfolg einsetzen können. Man plant daher, die großen Anlagen unmittelbar neben den Fällen durch Sprengungen in die Felsen hineinzubauen. Damit bliebe unserer Nachwelt das Naturwunder erhalten.



Der Canon unterhalb der Fälle